



Der erste Kaffee in Wien

Im Jahre 1683, als Wien von den Türken belagert wurde, machte sich ein Mann namens Kolschitzky erbötig, eine Botschaft an den Herzog Karl von Lothringen durch die Reihen der Türken zu bringen. Kolschitzky hatte lange unter den Türken gelebt und war mit ihren Sitten und ihrer Sprache vertraut. Man nahm das Anerbieten dieses mutigen Mannes an. Sein Unternehmen glückte und er brachte gute Kunde nach Wien zurück.

Als die Türken geschlagen waren und unter Zurücklassung ihres ganzen Lagers die Flucht ergriffen, wurde Kolschitzky gerufen und gefragt, welchen Lohn er sich für seine That wünsche. Er erbat sich nur die Säcke mit den grünen Körnern, die niemand kannte und verwenden konnte, und von denen die Türken eine Unzahl zurückgelassen hatten. Dieser Wunsch wurde ihm gern erfüllt.

Kolschitzky nahm die Säcke in sein Haus. Dort röstete er die grünen Körner, zermahlte sie zu einem feinen Pulver, welches er kochte und in seinem Laden an seine Gäste ausschenkte. Diesen mundete das neue Getränk zuerst gar nicht, aber bald gewannen sie es lieb und wollten es nicht mehr missen.

Die grünen Körner aber, die sich Kolschitzky als Lohn ausgebeten hatte, waren Kaffeebohnen. Und so hat dieser Mann das erste Kaffeehaus in Wien errichtet und durch ihn lernten die Wiener ihr späteres Lieblingsgetränk kennen.



Meister Buchsbaum

Der Werkmeister am Dom zu Sankt Stefan, Hanns Buchsbaum, war Gehilfe des Baumeisters Hanns von Brachatz und hatte sich in dessen schöne Tochter Maria verliebt. Als er den Baumeister um die Hand der lieblichen Maid bat, stellte der die Bedingung, er müsse den zweiten Turm der Kirche in kürzester Frist erbauen, nur dann gebe er ihm Maria zur Frau.

Betrübt ging Buchsbaum fort, aber da nahte sich ihm der Teufel und versprach ihm zu helfen. Die einzige Bedingung sei, daß er auf dem Bau niemals den Namen irgend eines Himmlischen ausspräche, täte er es doch, so sei er ihm verfallen. Buchsbaum ging in seiner Herzensnot darauf ein und gar bald wuchs der Turm, von unsichtbaren Händen gefördert, in die Höhe.

An einem stillen Maienabend stieg nun Buchsbaum auf den Turm und freute sich, daß sein Werk so rasch gedieh. Da sah er plötzlich eine weiße Gestalt auf sich zukommen und vermeinte seine geliebte Braut zu erkennen. Überrascht rief er ihren Namen: „Maria!“ Da verwandelte sich das Trugbild plötzlich in den Teufel, packte ihn und warf ihn vom Turm, wo er anderntags mit zerbrochenen Gliedern aufgefunden wurde.

An den von ihm begonnenen Turm wurde aber nicht mehr weitergebaut und so kommt es, daß der Dom zu Sankt Stefan nur einen Turm an Stelle von zweien erhielt.



Kußdenpfennig

Im Gasthof „Zum schwarzen Adler“ Lehrte einmal ein seltsamer Gast ein, der wie ein Betteljuncker ausseh. Der Wirt wollte ihm weder Speise noch Nachtquartier geben, weil er Angst hatte, der Fremde könne seine Zeche nicht bezahlen. Da machte sich des Wirten Magd erbötig, für die Zeche mit ihren geringen Ersparnissen gutzustehen, denn ihr tat der Fremde leid. Dieser dankte ihr höflich und sagte: „Ich werde dein Mitleid lohnen. Wenn du Hilfe brauchst, eile zu mir, zu Theophrastus Baracelsus.“ Am andern Morgen kam Theophrastus gerade dazu, wie der Wirt mit seinem Sohne stritt, weil dieser die reiche Braut, die er ihm ausgewählt hatte, nicht heiraten wollte, sondern nur eine arme Magd, welche er heiß liebte. Es war dieselbe, die sich für Theophrastus verbürgt hatte und dieser sah, daß sich hier gleich Gelegenheit bot, den Liebenden zu helfen und so seinen Dank abzustatten.

„Herr Wirt“, sprach er, „ich will meine Zeche bezahlen!“ Dabei gab er ihm einen messingenen Pfennig. Doch der Wirt warf ihm diesen vor die Füße und rief: „Das nennt ihr Bezahlung? Ich wußte ja, ihr seid ein Betrüger. Sowenig wie der Pfennig Gold ist“, wandte er sich jetzt an seinen Sohn, „sowenig werdet ihr heiraten, es sei denn, der Pfennig würde zu Gold!“ „Geht den Pfennig auf!“ rief da Theophrastus befehlend. Verwundert tat der Wirt dies und siehe, der Pfennig hatte sich in ein schweres Goldstück verwandelt. In seiner Überraschung küßte der Wirt den Pfennig und versprach Theophrastus sein Wort zu halten. Was bald konnte sein Sohn die arme Magd als Frau heimführen. Der Volksmund aber nannte das Haus, wo dies geschah, fortan „Zum Küßdenpfennig“.

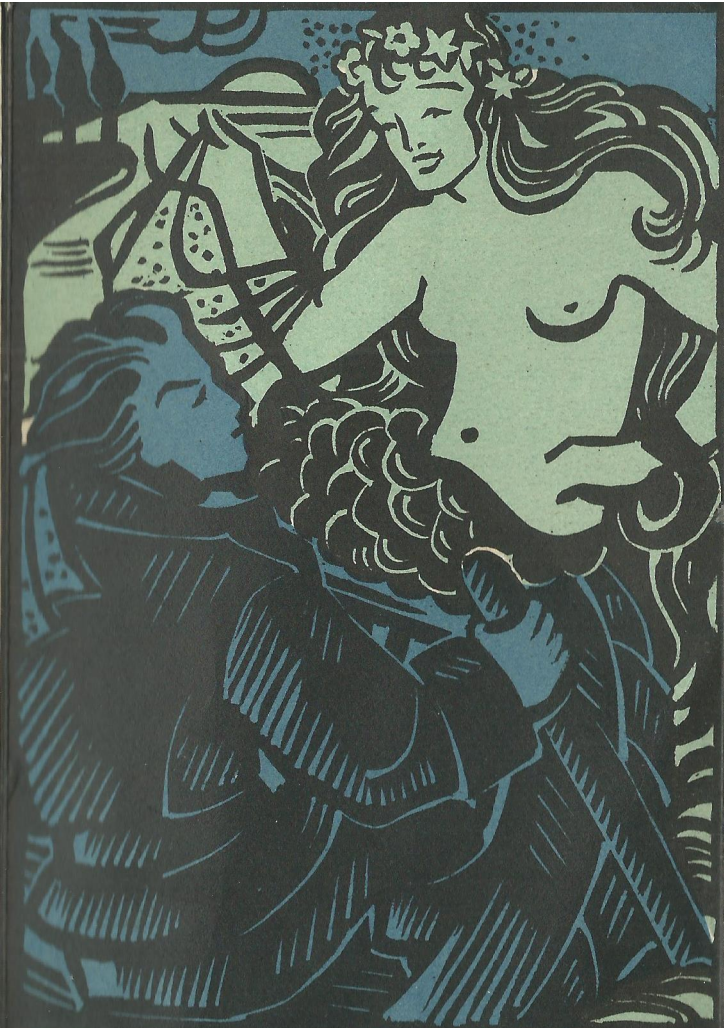


Die Spinnerin am Kreuz

Auf der Höhe des Wienerberges stand zur Zeit der Kreuzzüge ein einfaches, schlichtes Holzkreuz. Dort konnte man Tag für Tag und Woche für Woche eine junge Frau sitzen sehen, welche eifrig spann und der die Vorübergehenden gern von ihrem Gespinnst abkaufte. Der Volksmund nannte sie „Die Spinnerin am Kreuz“. Ihr Mann war mit den anderen Bürgern der Stadt ausgezogen, um gegen die Heiden zu kämpfen. Damals hatte sie den Schwur abgelegt, an Stelle des Holzkreuzes ein Steinkreuz zu errichten, wenn ihr Mann unverfehrt heimkehre. Und weil sie arm war, so spann sie, um hierfür das Geld zu verdienen und sah dabei die nach Süden führende Straße hinunter. Auf dieser Straße mußte ihr Mann wiederkehren.

Jahre vergingen, schon stand das steinerne Denkmal und noch immer saß dort die Frau und spann, denn die Kreuzfahrer waren noch nicht heimgekehrt. Doch eines Tages blühte es auf der Straße von Waffen, das Kreuzheer kam und näherte sich der Höhe des Wienerberges. Da sprang ein Krieger aus der Mitte des Juges und nahm die Frau in seine Arme. Es war der Mann, auf den sie solange sehnsüchtig gewartet hatte.

Voll Glück lehrten sie in ihr Heim zurück, wo der Mann ein Pflänzchen, das er aus dem Morgenlande mitgebracht, im Garten anbaute. Dieses verhalf ihnen zu großem Wohlstand, da es heilkräftig war und auch zum Färben von Stoffen verwendet werden konnte. Es war der Safran.



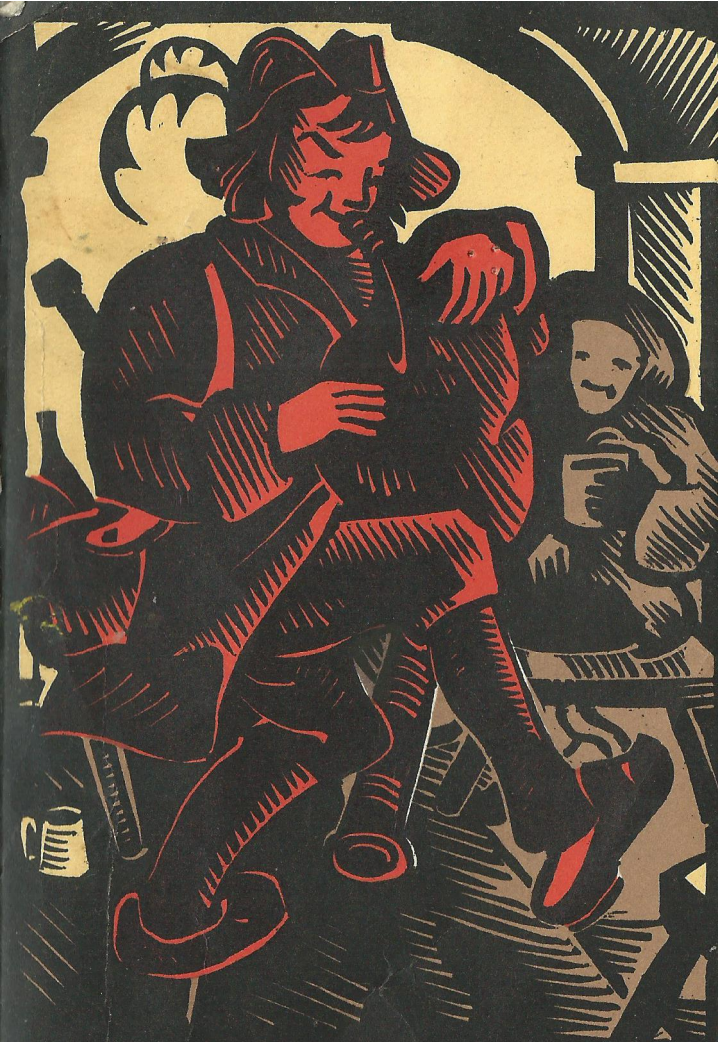
Das Donauweibchen

Einst herrschte ein furchtbar kalter Winter und die Donau war hartgefroren. Ein alter Fischer saß mit seinem Sohn in seiner armseligen Hütte und beide waren damit beschäftigt, die Netze auszubessern, als es plötzlich ganz hell in der Stube wurde und ein schönes Mädchen, das Wasserrosen im Haar hatte, vor ihnen stand und sprach: „Flieht von hier, denn in wenigen Tagen wird Tauwetter eintreten und das Wasser wird über die Ufer treten und alles vernichten.“ Dann verschwand die Erscheinung.

Da sagte der alte Fischer zu seinem Sohn: „Geh' und wecke die Nachbarn, denn das war das Donauweibchen. Das meint es gut mit uns!“

Am andern Tag zogen nun alle Fischer mit ihrer gesamten Habe auf die umliegenden Höhen und als das Wasser über die Ufer trat, waren alle geborgen.

Als sich die Wasser wieder verließen, kehrten alle wieder in ihre Häuser zurück und gingen wie immer ihrer Arbeit nach. Nur der Sohn des Fischers ging traumverloren einher; er mußte immer an das liebliche Donauweibchen denken. Oft ließ er seinen Kahn auf den Fluten der Donau treiben und träumte von der schönen Erscheinung. Als er eines Tages nicht heimkehrte und der Kahn führerlos treibend aufgefunden wurde, da wußte der tiefbetrübt Vater, daß seinen Sohn die Nixe in die kühle Tiefe der Donau hinabgelockt hatte.



Der liebe Augustin

In Wien lebte einst ein Bänkelsänger, den die Wiener nur den „lieben Augustin“ nannten. Überall in den Schenken, in denen er seine lustigen Lieder sang, herrschte Fröhlichkeit.

Da kam das Jahr 1679 und in Wien brach die Pest aus. Niemand hatte jetzt Sinn für die lustigen Wesssen Augustins, denn überall wütete das große Sterben. Eines Tages saß Augustin trübsinnig in einer Schenke und dachte an die schönen Zeiten, als die Schenken voll waren und er guten Lohn für seine Lieder erhielt. In seiner Trauer um die früheren guten Tage trank er ein Glas Wein ums andere und als es Nacht geworden, wankte er schwer bezechet davon.

Als er so dahintorkelte und vor sich hinsumnte, gab plötzlich der Boden unter ihm nach und er stürzte in eine Grube. Da er sich aber weich gebettet fand, schlief er sofort ein.

Am Morgen, als er erwachte, merkte er zu seinem Entsetzen, daß er in eine Pestgrube gestürzt war. Eben kamen die Pestknechte wieder und wollten neue Leichen hinabwerfen, als sie das Schreien Augustins hörten und ihn heraufzogen.

Dem Augustin hat diese grauenvolle Nacht nicht geschadet, denn er lebte noch lange fröhlich und hat sein Erlebnis in Verse gebracht, komponierte eine Melodie dazu und sang diese Ballade oft unter jubelndem Beifall in den Schenken.



ZL

Der Basilisk

In einem Morgen des Jahres 1212 entstand im Hause des Bäckermeisters Garhibl ein heftiges Lärmen und Schreien. Durch das Geschrei angelockt, versammelte sich bald eine große Menschenmenge vor dem Haus und wollte wissen, was da eigentlich geschehen sei. Aber erst als der Stadtrichter erschien, trat der Bäcker aus dem Hause und berichtete, daß sich in seinem Brunnen ein gräßliches Untier befände, halb Hahn, halb Kröte, mit einem Krönlein am Haupt. Einen seiner Gesellen, der sich mit einer Pechfackel an einem Seil hinabließ, habe man halbtot heraufgezogen.

Da trat ein gelehrter Mann aus der Menge und erklärte, das Untier sei ein Basilisk, ein Tier, das aus einem Hahnenei, welches von einer Kröte ausgebrütet wurde, entstand. Der Atem dieses Tieres sei giftig und auch sein Blick. Wer es ansehe, der müsse sterben. Man solle daher einen blanken Metallspiegel in den Brunnen halten, dann würde das Untier an seinem eigenen Anblick zugrunde gehen.

Da sich aber niemand diese Tat zutraute, wurde der Brunnen mit Steinen zugeschüttet und das Tier dadurch getötet. Der Bäckergeselle aber, der sich in den Brunnen hinabgelassen hatte, starb noch am selben Tag. Zur Erinnerung an diese Begebenheit brachte man ein steinernes Bild des Basilisken am Hause an. Es ist am Hause Schönlaterngasse 7 noch heute zu sehen.



Die Bärenmühle

Als im Jahre 1856 der Mühlbach, ein künstlicher Arm des Wienflusses, zugeschüttet wurde, mußten auch die Drei Mühlen, die an ihm lagen, abgerissen werden. An eine von ihnen, der Bärenmühle, knüpft sich folgende Sage.

Eines Winterabends kam der Müller nach Hause und wurde, als er eben in die Mühle hineingehen wollte, von einem Bären, die es damals noch in großer Zahl gab, angefallen. Der Müller, ein starker Mann, wehrte sich mit ganzer Kraft, aber der Bär war stärker. Schon fühlte der Müller, wie ihm die Kräfte schwanden, als urplötzlich dem Bären ein Reiter auf dem Rücken saß. Des Müllers Knecht hatte den Lärm gehört und war daraufhin aus dem Fenster seiner Kammer gesprungen. Der Zufall wollte es, daß er rittlings auf den Bären zu sitzen kam.

Berwundert über seinen Reiter ließ der Bär vom Müller ab und nun kamen auch die Nachbarn, von dem Lärm angelockt und es gelang glücklich, den Bären zu töten. Die Mühle aber, die bis dahin „Heiliggeistmühle“ geheißen hatte, hieß fortan nur noch die „Bärenmühle“.



Rattenfänger v. Magdalenengrund

In der Stadt Korneuburg bei Wien herrschte einst eine große Rattenplage. Der Rat der Stadt hatte deshalb beschlossen, demjenigen eine große Summe Geldes auszuzahlen, der die Stadt von dieser Plage befreien würde. Nichtig meldete sich ein wundersam aussehender Mann und sprach: „Ich bin der Rattensänger Mäuseloch vom Magdalengrund in Wien. Ich will euch helfen.“ Und er zog eine Flöte aus der Tasche und begann ganz wunderliche Weisen zu spielen. Als er so spielend durch die Straßen zog, kamen alle Ratten aus ihren Schlupfwinkeln und folgten ihm. Er führte die Tiere in die Donau, wo sie alle ertranken.

Nun wollte er seinen Lohn haben. Der Stadtrat aber dachte, die Ratten sind wir nun los, wozu auch noch zahlen und verweigerten ihm das Geld. Da ging der Mann still zur Türe, wandte sich dort um und sagte: „Ihr verweigert mir den Lohn, aber ihr werdet euren Reid noch bereuen.“

Und wieder zog er spielend durch die Straßen, doch erklang diesmal eine ganz andere Melodie. Da kamen aus allen Häusern die Kinder gelaufen und zogen mit dem Rattensänger. Der führte sie zur Donau, bestieg ein großes Boot und fuhr mit allen Kindern fort und niemand hat jemals wieder von ihnen gehört.

Erst nach vielen Monaten erhielten die entsetzten Bürger die Nachricht, daß im gleichen Jahre auf dem Sklavenmarkt von Konstantinopel viele Kinder feilgeboden wurden. Sie zweifelten nicht, daß dies die ihren waren, aber alle Reue über ihre Habgier kam zu spät.



Der Stock im Eisen

In einem Frühlingsmorgen kehrte ein Schlossergeselle von seiner Wanderschaft nach Wien zurück und hörte, daß die Obrigkeit den zum Meister machen wolle, der das Schloß an der Wiener Eiche öffnen könne. Als er dies vernahm, machte er sich gleich erbötig, den Schlüssel anzufertigen, denn er selbst hatte das Schloß mit Hilfe des Teufels als Lehrjunge angefertigt. Dafür durfte er aber keine Sonntagsmesse freiwillig versäumen, sonst war seine Seele dem Teufel verfallen.

Der Geselle machte sich sogleich an die Arbeit, aber als er den Schlüssel aus dem Feuer nahm, sah er, daß der Böse den Bart umgedreht hatte. Da steckte er den Schlüssel wieder in die Flamme und der Teufel drehte wieder den Bart um. Das wollte aber der Geselle, denn jetzt saß der Bart richtig.

Vor einer großen Volksmenge öffnete er das Schloß und ward von der Zunft zum Meister ernannt. Voll Freude warf er den Schlüssel hoch in die Luft, der aber zum Erstaunen aller nicht mehr zu Boden fiel. Da schlug er, zur Erinnerung an diesen Tag, einen Nagel in den Stamm.

Viele Jahre lebte er nun zufrieden und war immer bedacht, die Sonntagsmesse zu hören. Aber einmal blieb er zu lange in der Schenke und kam erst zur Kirche, als die Messe schon beendet war. Da packte ihn der Teufel und brach ihm das Genick.

Unter den durchwandernden Schlossergesellen erhielt sich aber die Sitte, im Gedenken an die Schuld des unglücklichen Schlossermeisters, einen Nagel in den Stamm zu schlagen.
